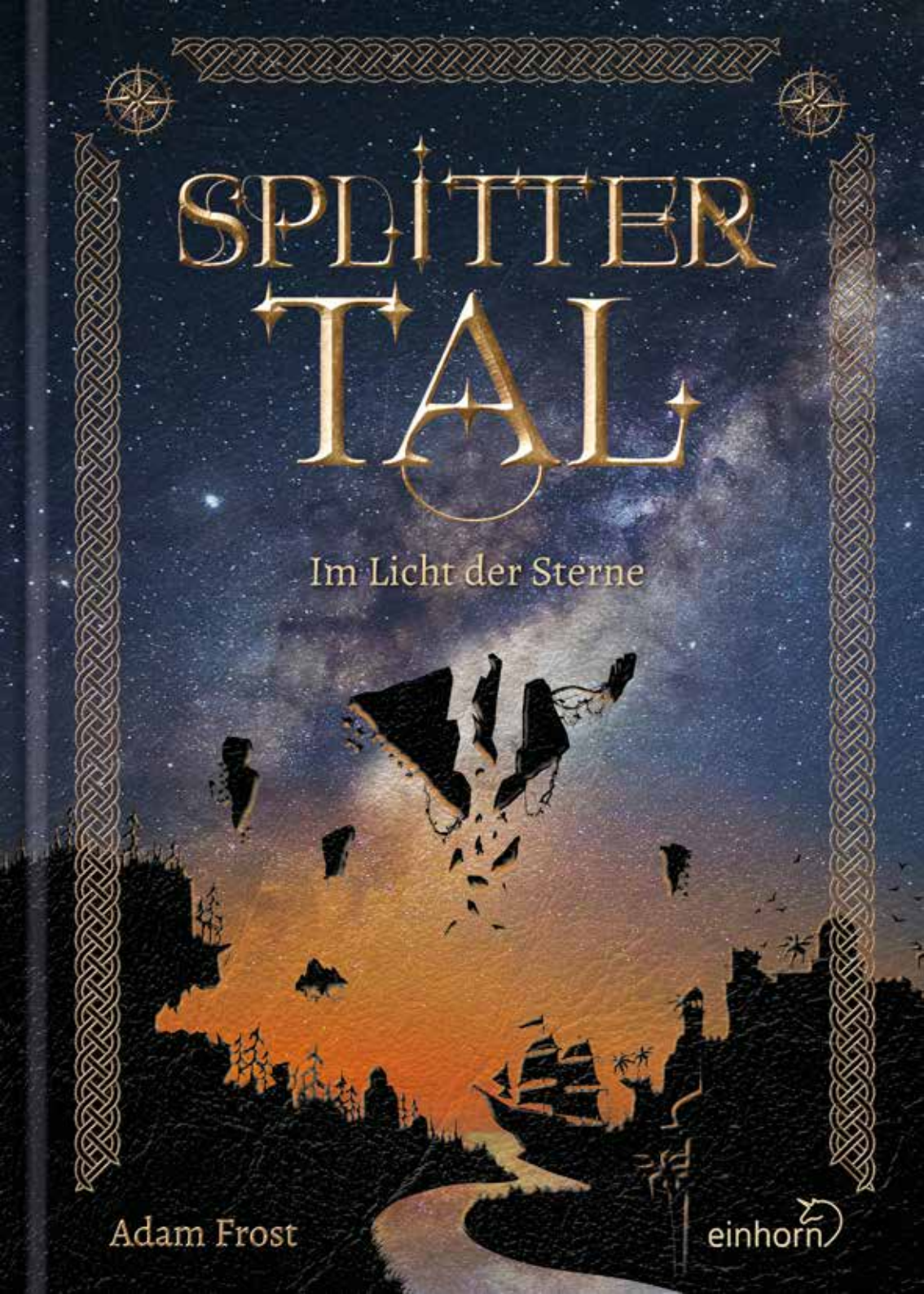




SPLITTER TAL

Im Licht der Sterne

Adam Frost

einhorn



Kapitel 1

Netipha

Ein zarter Windhauch berührte ihre Wangen, während eine unbequeme Augenbinde sie in Dunkelheit hüllte. Auch nach all der Zeit verabscheute sie diesen Zustand noch immer. Dennoch musste sie lernen, damit umzugehen. Netipha wusste, dass ihre Feinde verstanden hatten, was sie mit ihrem Blick zu tun vermochte – und wie sie dies am besten verhinderten. Ihre Gegner waren allerdings zumindest zum Teil im Unrecht, was ihre Person betraf. Aber das konnte sie ihnen nicht sagen. Denn was würde passieren, wenn sie die Wahrheit wüssten? Sie kannte die Antwort nicht. Somit blieb ihr vorerst nichts anderes übrig, als ihre Gefangenschaft zu akzeptieren. Wer wollte schon bei lebendigem Leib die Augen ausgerissen bekommen?

Wie so oft fühlte sie sich unbehaglich bei diesem Gedanken. Sie versuchte Ruhe zu bewahren, denn sie wusste nicht, wer sie gerade alles sehen konnte. Jede Reaktion, auch wenn es nur ein kleines Zucken war, konnte von ihren missgünstigen Häschern entdeckt werden. Also blieb sie weiterhin ruhig stehen, wie all die Male zuvor.

Ein Geruch von Zimt und gesüßtem Apfel drang ihr in die Nase, wie so oft, wenn sie diesen Raum betreten hatte. »Lasst uns allein«, hörte sie eine herrische, weibliche Stimme durch den Raum schallen.

Mehida, dachte sie erleichtert, während sie weiter den süßlichen Duft einatmete. *Herrlich*, schoss es ihr durch den Kopf. Sie wartete geduldig darauf, dass die Worte wie ein Zauber erklingen würden – doch nichts geschah. Es verging Sekunde um Sekunde und Netipha harrete weiter aus, auch wenn sie sich über die anhaltende Stille wunderte. Plötzlich hörte sie das Flügelschlagen eines Vogels, dicht gefolgt von einem Grummeln, das von demselben Tier zu stammen schien. Sie kannte diesen Vogel von den letzten Malen. Sie konnte ihn zwar nicht sehen, aber es schien ihr, als habe er schlechte Laune. Sie interessierte gerade allerdings viel mehr, wann sie sich wieder wie ein freier Mensch fühlen durfte, wenn auch nur kurze Zeit – und nicht wie eine Gefangene der Ellehnten. Dann war es endlich so weit. Sie hörte Schritte, vermutlich von der Wache hinter ihr. Eine Tür öffnete und schloss sich – die Schritte verhallten.

Kaum war die Tür ins Schloss gefallen, atmete sie erleichtert auf. Sie wartete weiter auf die befreienden Worte, die ihr wie ein rettender Schlüssel vor einer verschlossenen Tür vorkamen. Sie fühlte, wie Begeisterung in ihr hochstieg, sodass sie vor Freude eine Art Gänsehaut bekam und sich ein Lächeln auf ihre Lippen legte. Deutlich hörte sie das Murren des plappernden Vogels, ehe sie endlich die Stimme von Mehida wahrnahm, die ernster sprach als sonst: »Du kannst!« Erleichtert zog Netipha die Augenbinde hinunter zu ihrem Hals, öffnete langsam ihre Augen und atmete tief aus.

Endlich, dachte Netipha, während sie sich neugierig im Raum umsah. Dieser war etwas dunkler als sonst, da schwere Vorhänge den Durchgang nach draußen zum Balkon verdeckten. Dennoch konnte sie die Mitte des Raumes gut erkennen, die etwas tiefer lag und mit einer Feuerstelle ausgestattet war. Das Holz war zu einer kleinen Pyramide gestapelt, war jedoch nicht entzündet. Netipha wunderte sich über die Dürsterkeit des Raumes, in dem man scheinbar auf Licht verzichtete.

Seltsam, dachte sie, während ihr Blick weiter durch den runden Raum wanderte und über die Tische und Schränke strich. Diese wa-

ren mit verschiedensten Flakons übersät. Überall konnte sie diese edel wirkenden Fläschchen in allen erdenklichen Größen und Formen sehen. Die blauen Butzenscheiben in den Wänden schienen im Gegensatz zu dem halbdunklen Raum fast zu leuchten.

Wie immer – wunderschön. Dieser Gedanke durchströmte sie wie eine warme Welle. Der Anblick dieses Raumes war eines der wenigen schönen Dinge, die Netipha vergönnt waren. Die bläulichen Scheiben färbten das Licht, sodass man sich fast wie unter Wasser wähnte, wenn die Sonne auf die Meeresoberfläche scheint.

Ihr Blick ließ von dem geheimnisvoll wirkenden Licht ab, schweifte weiter umher und fiel dann auf einige Flakons. Die meist durchsichtigen Fläschchen beinhalteten verschiedene, farbige Flüssigkeiten. Einige blubberten, andere leuchteten in unterschiedlichen Farben und wieder andere wirkten eher schlicht, aber Netipha wusste, dass auch diese es in sich hatten.

Dann blieben ihre Augen an dem schwarzen, papageienähnlichen Vogel hängen, der auf einer Holzstange saß und wieder murrte. Ein paar seiner Federn waren cyanfarben. Während die bläulichen Akzente des Gefieders kurz Netiphas Aufmerksamkeit fesselten, versuchte sie nicht in die von blauen, leuchtenden Ringen umgebenen Augen zu schauen. Denn sie wusste, dies war nicht ungefährlich.

Bevor es dazu hätte kommen können, erklang wieder die weibliche Stimme. »Beachte ihn nicht. Er ist immer noch wütend auf mich, weil ich ihm weniger Futter gebe. Er wird sonst zu dick.« Dabei bewegte der Vogel den Kopf auf und nieder. Netipha wandte ihren Blick von dem Blauschwätzer ab.

Es kribbelte auf ihrer Haut, als sie Mehida, eine Ellehinitin, erblickte und ihr ein Lächeln schenkte. Diese hatte gerade einen ihrer Flakons auf einen niedrigen Schrank gestellt.

»Es freut mich, dich zu sehen«, sprach die Frau freundlich aber ernst weiter, bevor sie sich Netipha zuwandte und sie mit ihren braunen Augen ansah. Das Mädchen ließ diesen kritischen Blick über sich

ergehen, während sie schmunzelnd antwortete: »Die Freude ist auch auf meiner Seite sehr groß.«

Dabei machte sie eine leichte Verbeugung, um ihre Anerkennung deutlich zu machen. Die Ellehnitin näherte sich wenige Schritte und sagte fast schon fordernd: »Lass uns etwas an die frische Luft gehen, schließlich müssen wir jeden Augenblick für dich nutzen.«

Netipha nickte. Sie wusste, dass die Frau aus Phalis recht hatte. Ihre Zeit war meist begrenzt, bevor sie wieder zurück in die Kerker der Stadt musste. Mehida zögerte nicht und schritt in Richtung des Vorhangs, der nach draußen führte. Netipha folgte ihr langsam.

Sanft schob Mehida den Vorhang zur Seite und das Mädchen konnte sehen, wie die Sonne den Balkon des Gebäudes anstrahlte. Die Helligkeit des weißen Marmors machte ihr zu schaffen, sie musste die Augen zusammenkneifen.

»Komm, wir müssen dich an die Sonne gewöhnen, sonst wirst du irgendwann blind. Am besten schaust du wieder auf den Boden, auch wenn es dir schwerfällt. Öffne deine Augen immer nur stückchenweise, bis du dich bereit fühlst, sie ganz zu öffnen.«

Netipha nickte, ohne ein Wort zu sagen. Ihr war klar, dass Mehida merkte, wie unwohl sie sich dabei fühlte, konnte aber trotzdem nicht widersprechen, da es zu ihrem Besten war. Sie wollte schließlich nicht blind werden und jedem hilflos ausgeliefert sein, vor allem nicht in einer Stadt, in der sie alle als Feindin oder Gefahr ansahen. Dabei wusste Netipha immer noch nicht, wie Mehida es geschafft hatte, den Scheich davon zu überzeugen, dass sie nicht immer nur im Kerker sitzen musste. Die Frau ging nach draußen und hielt mit einer Hand den Vorhang offen, bis sie beide auf dem Balkon standen.

Sofort konnte Netipha das Rauschen des Meeres hören. Die Stadt des Scheichs hatte eine prächtige Lage an den Ufern des Ozeans. Nur zu oft hatte sie den Lobesreden der Ellehnitin darüber gelauscht, wie er deren Reichtum und das Überleben von Phalis sicherte.

Ihre Augen waren wieder geschlossen. Netipha hasste die ersten Sekunden, die so unerträglich hell waren, dass ihre Augen

schmerzten. Gleichzeitig hörte die junge Arahmi, wie unterhalb des Balkons Soldaten vorbeimarschierten und sie konnte sich lebhaft vorstellen, wie stolz diese Mann neben Mann einen Fuß vor den anderen setzten. Sie wusste, dass die Ellehnten sehr viel von sich hielten. Doch schnell verdrängte sie diesen Gedanken, denn solche Dinge hatte sie geglaubt, bevor sie in Gefangenschaft geraten war.

Netipha öffnete die Augen ein weiteres Stück. Es war hell. Zu hell. Doch sie hielt dem stand, während sie auf den weißen Boden des Balkons blickte und den weiteren Geräuschen der Stadt lauschte. Ein Händler, der in ihrer Nähe seine Fische anpries; Kinder, die vermutlich in einem Hinterhof miteinander spielten. Das Murren des Vogels hinter ihr sowie das Verklingen der Schritte marschierender Soldaten, die sich immer weiter von dem Balkon entfernten.

Langsam bewegte sie sich einige Schritte nach vorn. Dabei fühlte sie sich leicht unwohl, war sich aber nicht sicher, ob es sich um Schwindel oder etwas anderes handelte.

»Halt«, flüsterte sie leise zu sich selbst und blieb stehen. Mehida hatte im gleichen Moment das Geländer aus weißem Stein erreicht. Der Wind umwehte sie und ließ ihr Kleid flattern, ebenso Netiphas braunes, schulterlanges Haar.

»Hat die Blendung nachgelassen?«, hörte sie die Ellehntin fragen, die ihr noch immer den Rücken zugewandt hatte. Der Wind flaute ab und Mehidas Kleid floss in dunklen Blau- und Grüntönen an ihrem Körper hinab.

»Es wird besser«, antwortete das Mädchen leise und versuchte, ihre Augen ein kleines Stück weiter zu öffnen. Mit Sorge blickte sie auf das Geländer und hoffte, nicht weiter nach vorn treten zu müssen. Sie versuchte, sich durch den Anblick und die edle Ausstrahlung der Frau abzulenken.

Mehida schien für Netipha die reichste Frau von allen zu sein, und sie wusste, dass viele aus ihrem Dorf ebenso denken würden. Doch gleichzeitig war ihr nach allem, was sie gehört hatte, bewusst, dass der Reichtum des Scheichs noch um ein Vielfaches größer war, sodass

sie bei dem Gedanken daran Angst bekam. Wie sollte das kleine Dorf, aus dem sie stammte, überleben gegen einen Mann, der alles besaß oder kaufen konnte, was immer er haben wollte. Für Netipha schien es, als könnte er alles besitzen, was es auf dem Markt von Phalis, auf den Märkten sämtlicher Länder zu kaufen hab. Bei dem Gedanken musste sie sich wie ein nasser Muck-Muck schütteln.

Mehida bemerkte es und ergriff das Wort: »Wie ist es dir ergangen?« Während sie sprach, blickte die Frau in die Ferne, in Richtung der Aschandra-Ebene, die größtenteils aus lehmigem Boden bestand. »Nun, wie soll es mir in einem Gefängnis schon gehen?«, antwortete Netipha. »Ich sitze die größte Zeit gelangweilt in Dunkelheit und darf nichts sehen.«

Wie der Stich eines Messers durchfuhr sie die Erkenntnis, dass Mehida die Antwort missfiel. Netipha konnte ihre Unzufriedenheit spüren. *Oh ... stimmt ja ...*, dachte Netipha, als sie sich zurückerinnerte.

Doch bevor sie noch etwas sagen konnte, kam die ernste Antwort ihrer Gesprächspartnerin: »Was habe ich dir schon das letzte Mal gesagt, und die Tage zuvor?« Netipha seufzte, sie musste die passende Antwort geben, obwohl diese ihr nicht gefiel. »Es ist still in den Gefängnissen und außerhalb hört man nichts Neues. Die Wachen lassen mich in Ruhe und ich lebe noch.«

»Und?«, bohrte die Ellehntin schon fast herrisch nach. Netipha rollte innerlich mit den Augen und trug die gewünschte Antwort weiter vor: »Ich habe zwei Beine, zwei Arme, zwei Ohren, zwei Augen und bin gesund.« »Geht doch. Anderen Mädchen erging es im Kerker schon ganz anders. Also sei dankbar dafür, dass dir niemand etwas antut und du so weit noch Herrin deiner selbst bist.«

Darauf konnte Netipha nichts erwidern, denn sie musste still anerkennen, dass Mehida Recht hatte. Viele ellehntische Frauen, aber auch andere, die dem Scheich oder seinen Getreuen Schaden wollten, waren verschwunden und nicht mehr wiedergesehen worden. Sie erinnerte sich an das im Kerker umgehende Geflüster, dass diese hingerichtet worden waren. Das machte sie stutzig, da sie doch zu

seinen schlimmsten Feinden gehörte, und sie fragte sich, warum sie dennoch weiterleben durfte.

Meine Kraft ist doch eine so große Gefahr, und jeder hat Angst. Also warum lebe ich noch?, schoss es wieder durch ihren Kopf. *Oder wurde mein Geheimnis verraten ...? Nein das glaube ich nicht*, sinnierte sie weiter. Doch der Antwort auf die Frage, warum sie noch existieren durfte, kam sie damit nicht näher. Sie verstand es einfach nicht.

Mehida hatte sie eine Weile angesehen und sich dann wieder der Ebene zugewandt, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Netipha spürte, dass die Ellehntin enttäuscht war, und der Gefangenen tat es irgendwie leid.

In den letzten Wochen und Monaten hatte sie begonnen, in der Ellehntin eine Freundin zu sehen, auch wenn sie ihre Eigenarten hatte. Auch wenn diese Frau in ihrem Dorf eher als Feindin galt, war das Mädchen aus dem Gebrochenen Gebirge froh über alles, was Mehida ihr verschafft hatte. Dass sie etwas Kontakt haben und sich außerhalb des Kerkers, in Mehidas Räumen oder auf dem Balkon, aufhalten durfte.

»Ich weiß, Netipha, dass du eine Gefangene bist. Doch dies kann ich momentan noch nicht ändern. Das liegt auch teilweise an deiner eigenen Sturheit. Du weißt, wie du dir deine Gefangenschaft erleichtern könntest«, unterbrach Mehida die Stille. Ihr ernster Unterton sorgte dafür, dass das Mädchen antwortete: »Der Scheich will, dass ich mein Volk verrate, ihm mitteile, wo mein Zuhause ist, sodass der Rest meines Volkes vernichtet wird. Genau aus diesem Grund...«

»Genau aus diesem Grund solltest du froh sein, dass du noch lebst. Der Scheich hat schon ganz andere verschwinden lassen und es ist vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis mit dir das Gleiche passiert.«

Netipha schwieg und ein dumpfes Grauen machte sich in ihr breit, wie so oft, wenn sie diese Auseinandersetzung mit Mehida führte. Aber dieses Mal war es anders, denn ihr fiel endlich die passende Antwort ein: »Dennoch bin ich noch am Leben ... also warum?«

Dabei öffnete sie weiter die Augen und sah in die Ferne zur Lehmebene, die sich hinter den Stadtmauern von Phalis ausbreitete.

Diese wirkte eintönig, ruhig und schon fast trostlos auf sie. Weiter links von ihnen war ein grüner Streifen voller Leben zu erkennen. Dort wuchsen Gräser, Palmen und vereinzelte Büsche. Es war ein seltsamer Kontrast für sie, die eigentlich die wunderschöne Natur des Gebrochenen Gebirges gewöhnt war. Die Umgebung von Phalis war ihr noch immer fremd. Doch der Anblick dieser Grünfläche entlockte ihr ein leichtes Lächeln. Es erinnerte sie ein wenig an ihr weit entferntes Zuhause und sie flüsterte: »Wir wollen alle doch nur Frieden.«

Dann wandte sie ihren Blick ab und richtete ihn stattdessen auf die leicht gelbliche Haut Mehidas, die sie als Ellehntin auswies. *Gelbe Haut, wie die Farbe einer blassen Blume ...*, dachte Netipha. Für einen Moment kam ihr der Gedanke: *Wenn alle die gleiche Hautfarbe hätten, dann wäre endlich Frieden.* Doch die Vorstellung verging ebenso rasch, wie sie ihr in den Sinn gekommen war. Ihr war bewusst, dass es nicht daran lag, sondern eher an der Angst, der Gier und der Ungeduld der Lebenden.

Mehida hatte sie noch keines weiteren Blickes gewürdigt, stattdessen sah sie in Richtung Fluss, der sich zwischen dem bewachsenen, grünen Streifen wie eine Lebensader von Phalis nach Westen durch die Aschandra-Ebene zog. Es war wieder einer dieser Momente mit seltsamer Stille, in denen Netipha nicht wusste, was sie sagen sollte. Sie hoffte inständig, dass Mehida das Wort erhob. Was sie dann auch tat. »Ich weiß nicht, was die Pläne des Scheichs sind. Niemand weiß das. Seit einigen Jahren schon wendet er sich von allen Beratern ab und sagt, er bräuchte keine mehr. Er sei klug genug, die richtigen Entscheidungen allein zu treffen.«

Netipha wusste nicht, was sie darauf entgegnen sollte. Um ihre Neugier zu stillen, fragte sie: »Wie lange soll das denn so weiter gehen? Er kann mich doch nicht ewig hier als Gefangene halten.«

Mehida schüttelte den Kopf. Der Blick ihrer Gesprächspartnerin war gegen den Himmel gerichtet, an dem man einige Wolken sehen konnte.

»Netipha, du bist noch sehr jung. Lass dir gesagt sein: Doch, das kann er. Denn solange er der Scheich ist, gehört ihm die Aschandra-Ebene und jeder, der darauf wandelt. Du, ich, die Wachen und sogar die Händler, selbst wenn diese das Land verlassen, um neue Waren zu besorgen oder Geschäfte abzuschließen.« »Dieser Mann ist wahnsinnig, wenn er das glaubt!«, entfuhr es Netipha wütend.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, drehte sich Mehida zu ihr um, packte sie links und rechts an den Armen und blickte ihr in die Augen. »Denke nicht so! Das wird dich schneller das Leben kosten, als dir lieb ist«, entgegnete sie nachdrücklich. »Es ist eine Regel, ein Gesetz. Es war schon immer so ... Seit der erste Scheich an die Macht kam und vermutlich ist es das auch noch, wenn der letzte Scheich über diese Ebene herrscht.«

An ihrem eindringlichen Blick erkannte Netipha, wie ernst Mehida diese Worte meinte. Es vergingen einige Sekunden, in denen sie in die bernsteinfarbenen Augen ihres Gegenübers starrte, und nur durch ein leichtes Schütteln kam sie wieder zu sich.

»Netipha, vergiss nicht, unser Scheich ist auch der Beschützer seines Volkes und seiner Gäste. Er trägt somit eine Verantwortung, die du nicht kennst. Also zürne ihm nicht, denn er sorgt für ein gutes Leben.« »Ja, vielleicht für dich und alle anderen Ellehniten, Mehida. Aber das ändert nichts daran, dass ich eine Gefangene bin und er meine Freunde sowie alle Angehörigen meines Volkes vernichten will. Er ist euer Beschützer, aber unser Schlächter.«

Die Frau ließ die Arme des Mädchens los und schaute zu Boden, während sie tief durchatmete und dann ruhiger antwortete. »Du wolltest doch wissen, wie lange dies noch so gehen soll und wann es endet? Ich gebe dir die Antwort, nach der du dich sehnst.« Dann machte sie eine Pause. Netipha war überrascht, dass sie das Thema in diese Richtung gelenkte hatte.

»Es ist fast zu Ende!«, sagte Mehida schließlich und hob dabei den Kopf. Netipha bemerkte ihren traurigen Blick sowie den nachdenklichen Gesichtsausdruck. Es machte ihr Angst. Sie schluckte schwer

und ließ sich einen weiteren Atemzug lang Zeit, ehe sie unsicher fragte: »Wie meinst du das?«

»Der Scheich hat vor einigen Tagen entschieden, dass ich einen Nutzen finden soll, den du für ihn oder für Phalis hast. Finde ich keinen, wird man sich deiner entledigen.«

Unwillkürlich weiteten sich Netiphas Augen und ihr Mund klappte auf. Sekunden vergingen, ehe sie ihrem Gegenüber zunicken konnte. Sie spürte, wie ihr kalt wurde und sich eine Gänsehaut über ihren ganzen Körper ausbreitete, so wie es geschehen war, als sie zum ersten Mal die Zelle im Kerker betreten musste.

»Wie meinst du das ... entledigen? Warum hast du vor einigen Augenblicken nichts gesagt?« Die Worte platzten buchstäblich aus ihr heraus. Sie brach nicht in Tränen aus, sie wusste nicht einmal, ob sie weinen sollte oder es überhaupt noch konnte.

Sieht so meine Erlösung aus ...?, schoss es ihr durch den Kopf. »Statt in Freiheit leben zu können, möchte man sich meiner entledigen ...«, murmelte Netipha gedämpft, während ihr Blick rastlos umherwanderte, ohne dass sie wirklich etwas wahrnahm.

»Ich hatte gehofft, dass du heute mit einer besseren Einstellung hier auftauchen würdest und seine Gnade dir gegenüber wenigstens ein Stück weit bemerkst.« Sie hörte Mehidas Worte und sah sie fassungslos an.

»Gnade? Er will sich, wie du sagst, meiner entledigen. Was ist daran gnädig?«, fragte Netipha entsetzt. Mehida sah sie streng an. »Dass du seit ungefähr drei Jahren hier leben durftest und immer noch eine Chance hast, dein Leben zu retten, indem du mehr bist als das Mädchen mit dem verfluchten Blick, vor dem so viele Angst haben«, entgegnete sie. »Bedenke, du bist vom Volk der Arahmi. Somit könntest du hingerichtet werden, um seinem Volk zu zeigen, dass er stärker ist als die Arahmi, die ihm schaden wollen.«

Netipha wandte sich ab und schüttelte den Kopf, während sie zu einer Karawane aus echsenartigen Reittieren hinübersah, die über die grün bewucherte Fläche vor Phalis in Richtung Westen

geführt wurde. Der Westen, wo, wie sie wusste, irgendwo auch das Gebrochene Gebirge lag und Splittertal. Ihre Heimat.

Mehida ließ ihr Zeit und Netipha ließ ein wenig davon verstreichen, ehe sie antwortete, ohne die Ellehnitin anzusehen: »Wir wollen ihm nur schaden, weil er versucht, uns zu vernichten. Weil er versucht, meine Heimat niederzubrennen, wie es sein Vater mit Eschah getan hat.« Dabei schluckte sie krampfhaft und am liebsten hätte sie mit ihrer Faust, die sich in hilfloser Wut an ihrer Seite geballt hatte, den ellehnitischen Soldaten, oder noch besser, dem Scheich persönlich, einen ordentlichen Faustschlag verpasst.

»Ich weiß, aber es spielt leider keine Rolle. Er ist der Scheich, der große Schabul Abena, der Beschützer von Phalis, und somit müssen wir seine Gründe und Ziele akzeptieren.« Mehida machte Anstalten, Netipha in den Arm nehmen zu wollen. Aber sie unterließ es, als sie bemerkte, dass auf einer Mauer ein ellehnitischer Soldat zu sehen war.

Er war mit einem Speer in der linken Hand und einem Säbel auf dem Rücken ausgestattet und blickte zu ihnen herüber. Er war für Netipha, so wie jeder andere ellehnitische Soldat, der Inbegriff von Arroganz. Sie alle glaubten, tun zu können, was immer sie wollten, ohne Rücksicht auf andere nehmen zu müssen. Sie biss ihre Zähne zusammen und blickte finster auf den fast zwei Meter großen Mann, der sich ihrer Einschätzung nach aufgrund seines muskulösen Körpers wohl alles erlauben konnte.

Stärke ... pah ..., dachte sie abwertend und musterte ihn, um eine Schwäche zu finden. Nicht weil ein Kampf bevorstand, sondern eher als Versicherung darüber, dass er einen Schwachpunkt besaß, auf den man im Notfall zurückgreifen konnte. Sie sah seine hellen Hosen und darüber seinen gelblichen, gut trainierten Körper. Ein Gurt mit Schwertscheide an seinem Rücken hielt den Säbel mit goldverziertem Griff. Die Soldaten absolvierten ein hartes Training und waren dementsprechend sehr gut in Form. Das hatte man ihr zumindest immer wieder erzählt. Und ebenso, wie schwach doch ihr Volk nur

sei. Sie schüttelte erneut den Kopf über das ganze Gehabe von Stärke und darüber, dass man den jeweils anderen einschüchtern musste. Auch der Seher von Splittertal hatte versucht, ihr und den anderen das einzubläuen, und schon damals hatte sie es als falsch empfunden. Plötzlich ertrug sie den Anblick des Soldaten nicht mehr und wandte sich ab. Sie ging wieder in den Raum, aus dem sie gekommen war.

Der Vogel auf der Stange hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Mit seinem langen Gefieder erinnerte er sie ein wenig an einen sehr schmalen, aber hohen Busch, den sie als Kind im Gebrochenen Gebirge gesehen hatte.

Mehida war ihr gefolgt. In ihrem Kopf machte sich ein Durcheinander breit. Mehida schloss den Vorhang hinter ihnen und verbannte einen Teil des Sonnenlichtes nach draußen. Netipha spürte, wie diese neben ihr an der Feuerstelle im Raum stehen blieb.

»Netipha ...« Doch das Mädchen ließ sie gar nicht aussprechen. »Und ... wenn du mir einfach hilfst, zu fliehen?« Sie spürte, wie Mehida sie an der Schulter berührte und sagte: »Du weißt, dass ich das nicht kann. Dann würde auch mein Kopf rollen. Ich verstehe, dass du dem Scheich nicht sagen willst, wo deine Liebsten leben. Aber sonst haben wir nicht viele Möglichkeiten, dein Leben zu retten. Außer du überzeugst den Scheich von einem Nutzen, der dich unbezahlbar macht oder ihm zumindest mehr Wert ist, als eine öffentliche Machtdemonstration durch deine Hinrichtung.«

Sie weiß es nicht!, dachte Netipha und antwortete etwas aufgeregter: »Aber wie soll ich das denn machen? Ich darf ja noch nicht einmal sehen, wo ich hinlaufe.« »Das liegt daran, dass du eine Gefahr bist für den Scheich. Aber vielleicht finden wir einen Nutzen für dich ...«, überlegte Mehida laut, während Netipha dachte: *Sie weiß es nicht und ... ich darf es ihr nicht sagen. Ich ...*

Ihr Gedanke verflüchtigte sich jäh, als die Ellehntin erneut das Wort ergriff. »Ich hätte eine Idee. Der Scheich ist auch ein Geschäftsmann und er besitzt mehrere Frauen, die er an Verbündete verkauft. Diese Frauen sind meist sehr begehrt, da viele hübsch und unberührt

sind. Vielleicht bekommen wir es irgendwie hin, dass du zu einer dieser Frauen wirst und ihm somit Nutzen bringst. Denn der Scheich braucht seinen Reichtum, um seine Stellung zu halten, sonst wird ein Anderer Scheich, der reicher ist als er.«

Netipha schwieg, denn sie wusste nicht, was sie antworten sollte. Dieser Mann war der Feind ihres Volkes und jetzt musste sie ihm helfen, um selbst am Leben bleiben zu können. Das missfiel ihr und fühlte sich so falsch an. Doch was sollte sie sonst tun? Sie wollte nicht sterben, dafür war sie noch lange nicht bereit. Somit nickte sie widerwillig. Sie hatte keine bessere Lösung und hoffte, dass sie aus dieser Sache irgendwie herauskommen würde, ohne noch Schlimmeres anzurichten – für sich oder ihr Volk.

Dann klopfte es an der Tür. Ihre Zeit war vorüber. Sie griff gerade nach der Augenbinde, die immer noch um ihren Hals hing, als Mehida in Richtung Tür rief: »Einen Moment noch, bitte!«

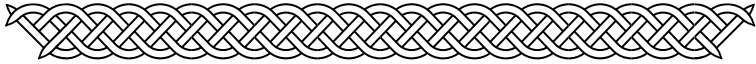
Netipha sah sie verwundert an. Die Ellehnitin erwiderte ihren Blick und flüsterte leise: »Ich werde mit dem Scheich sprechen. Vielleicht gewährt er uns eine Audienz und wir können versuchen, ihn zu überzeugen.« Netipha nickte ihr nur zu.

Wieder hörte man ein hartes Klopfen an der Tür. Sie wusste, dass sie die Augenbinde überziehen musste, bevor die Tür geöffnet wurde. Widerwillig zog sie den Stoff über beide Augen und wandte sich von der Tür ab.

Wieder umgab sie die Dunkelheit. Gerüche und Geräusche waren alles, was übrigblieb. Hinter ihr öffnete sich die Tür und Schritte näherten sich.

»Wir waren heute noch nicht ganz fertig«, hörte sie Mehidas Stimme herrisch erschallen, während Netipha an beiden Armen gepackt wurde. Sie musste mit ihren neuen Begleitern den Raum verlassen, auch wenn sie das nicht wollte.





Kapitel 2

Arrosch

Seit Minuten herrschte Stille in dem Höhlenraum, keiner der Anwesenden hatte etwas gesagt. Alle saßen am Rand des runden Raumes und warteten. Das spärliche Licht ermöglichte es, die Konturen jedes Einzelnen wahrzunehmen.

Kaum zwei Schritte von dem grünhäutigen Ork entfernt befand sich ein riesiges Loch im Boden der Höhle. Dieses ließ nicht nur Licht in den Höhlenraum eindringen, sondern ließ sie auch die sie umgebende Natur wahrnehmen. Wenn die Sonne frei von Wolken war, konnte Arrosch deutlich erkennen, wie ihre Strahlen die fast kahlen Bäume und Büsche der Inseln und Berge erleuchteten. Auch Tiere, wie zum Beispiel weiße Vögel, die mit roten Adern auf ihren Federn übersät waren, konnte er erkennen. Er hatte diese schon oft gesehen. Doch meist waren die Vögel über ihm und er unter ihnen und nicht anders herum. Auch erblickte er die obere Hälfte eines Berges, aus dem sich ein Wasserfall in die Tiefe ergoss. Es war ganz anders als in der Höhle. Und die Höhle lag in einem fliegenden Berg.

Dort herrschte bei manchen Anspannung, während andere so ruhig waren, dass es ihm schien, als wären sie nicht da, wenn er sie nicht direkt sehen würde. Arrosch selbst war etwas müde von den Strapazen des Tages und der letzten Nacht. Alles musste schließlich

vorbereitet sein. Die Nacht auf dem harten Höhlenboden hatte ihre Spuren hinterlassen.

Langsam schloss er in dem schon fast düster wirkenden Raum die Augen und wollte sich noch etwas ausruhen. Er wusste, dass der Tag ihm noch das ein oder andere abverlangen würde. Tief atmete er ein und wieder aus, während er ruhig auf dem Stein sitzen blieb, den Rücken an die kühle Wand angelehnt, den Kopf überstreckt nach hinten abgesenkt.

»Wo bleiben die denn?«, hörte Arrosch die Stimme eines Menschen, der gerade mal die siebzehn Sommer erreicht hatte. Arrosch antwortete nicht und hoffte, noch etwas Ruhe zu finden. Doch diese wurde Sekunden später wieder gestört, als dieselbe Person wieder fragte: »Arrosch, hast du eine Idee, warum die so lange brauchen?« »Ich denke, wir noch warten müssen«, entgegnete der Ork und spürte, wie der Begleiter nervöser wurde.

Mit einem sehr leichten Seufzen öffnete Arrosch die Augen wieder. Sein Blick wanderte von der Decke weiter zu einem sehr schmalen Höhlendurchgang. Der Höhlenflur war dunkel und es war nichts zu hören.

»Gedulde dich etwas, Goliver. Wir werden sie schon noch retten, aber alles braucht seine Zeit«, hörte der Ork eine weibliche Stimme flüstern, deren Besitzerin links neben Goliver saß und vermutlich, wie Arrosch selbst, vor Sekunden noch geruht hatte.

»Ich will nur endlich die anderen befreien. Ich empfinde es als eine Frechheit, dass der Orden das alte Fort angegriffen hat, während wir nicht da waren. Wir hätten ...«, hörte man den immer lauter werdenden Goliver, bis dieser von einem Mann gegenüber von Arrosch unterbrochen wurde. »Ihr hättet es auch nicht verhindert. Und jetzt sei still.«

Dabei hörte man ein leises Brummen an der Höhlenwand, so als ob etwas erwachte. Die Anwesenden blickten umher, ohne dass sie ihren Platz verließen. Arrosch bemerkte, wie er nervös wurde, versuchte es aber zu unterdrücken. Sein Blick glitt über die Wände. Er

sah, dass die meisten der Wesen, die an der Wand hingen, schliefen. Sie hatten ihre kleinen, fast durchsichtigen Flügel eng an ihr Hinterteil gepresst. Eine der Reißhornnissen bewegte sich leicht. Es wurde heller in dem Raum und Arrosch konnte erkennen, dass es eine von den ausgewachsenen war, da sie ungefähr so lang war wie der Unterarm eines ausgewachsenen Menschen.

Das leichte Zucken eines Flügels konnte Arrosch gerade so wahrnehmen, bevor die Sonne wieder von einer Wolke oder einem Fliegenden verdeckt wurde. Der Ork hörte das schwere Schlucken von Goliver. Niemand sagte etwas, während das Hinterteil der Reißhornnisse, an dem man den Stachel des Tieres erahnen konnte, leicht leuchtete.

Arrosch wusste, dass ein Stich des Tieres dafür sorgen würde, dass man für immer leuchtete, wenn man nicht schnell genug reagierte. Doch das war hier kompliziert, schließlich schliefen noch viele andere dieser Tiere hier, und nur eine falsche Bewegung konnte dafür sorgen, dass sie es nicht nur mit einer zu tun bekämen, sondern gleich mit siebenundvierzig.

Arrosch konnte nur vermuten, dass das Leuchten des Giftes von Zwiebellichtrosen stammte, die von den Reißhornnissen als Nahrungsquelle genutzt wurden. Er wusste, dass das Gift des geflügelten Insekts um einiges schlimmer war für Lebewesen als das pudrige Pulver der Pflanze.

Angespannt sahen sie alle weiter zu, wie das Wesen sich in Bewegung setzte. Es wirkte zuerst etwas desorientiert, bevor es sich Sekunden später dem Sitzplatz von Goliver näherte. Arrosch konnte die wachsende Angst des jungen Menschen riechen und erinnerte sich daran, dass er schon oft gehört hatte, dass niemand so sein wollte wie der leuchtende Georg, den er schon Jahre nicht mehr gesehen hatte. Auch alle anderen Acht im Raum blickten weiter auf das eine Tier und man spürte förmlich, wie einige sich wünschten, das Insekt möge wieder einschlafen. Doch auch wenn es benommen oder noch schlaftrunken wirkte, es hielt nicht an.

Einen halben Meter vor Goliver kam es plötzlich zum Stehen und versuchte sich weiter zu orientieren, indem es in eine andere Richtung ging. Arrosch nahm Golivers Erleichterung wahr, auch wenn dieser und alle anderen noch nicht außer Gefahr waren. Denn der Duftstoff, den das Tier als Warnung versprühen konnte, würde nicht nur den Plan zur Rettung der anderen vereiteln, sondern auch dafür sorgen, dass sie in wirklicher Lebensgefahr wären – sogar bevor der eigentliche Auftrag richtig begonnen hätte.

Erneut erstarrte die Hornisse und kam dann wieder auf Goliver zu. Man konnte erkennen, wie das Tier leicht seine kleinen Fangkrallen neben dem Maul bewegte, bevor es begann über eine andere Reißhornisse hinwegzuklettern. Arrosch überlegte, sie mit einem Stein zu erschlagen und versuchte mit seiner rechten Hand einen zu greifen. Doch gerade als sie über die andere gestiegen war, wurde ihm klar, dass das vermutlich keine gute Idee war, und er legte den Stein wieder hin.

Die zweite Reißhornisse war zum Glück nicht erwacht. Die Fangkrallen weiterbewegend, näherte sich die erste wieder etwas schneller Golivers Position. Ohne zu zögern, aber langsam, nahm Arrosch ein Wurfbeil aus einer Befestigung an seinem Gürtel. Ein Schlag mit einem Stein würde sie wahrscheinlich nicht direkt töten. Aber ein Beil konnte deutlich mehr Schaden anrichten, somit war die Chance höher, das Wesen mit einem Hieb zu töten.

Ein kurzes Klackern von Fangkrallen hallte durch den Raum, dicht gefolgt von einem Brummen, das jedoch direkt verstummte, als ein geworfener Dolch das Wesen durchstieß.

Goliver war sichtlich erleichtert, während die Reißhornisse zu Boden fiel. Nira, die neben ihm gesessen hatte, packte zügig und mit einem geschickten Griff das Messer, zog es aus der Hornisse und schleuderte den Körper des Tieres nach draußen in den Höhleneingang.

»Danke ...«, entwich es Goliver flüsternd in Richtung Nira. Doch diese sah nur dem Blut des Insekts zu, wie es sich mit dem

leuchtenden Gift vermischte und die Klinge leuchtend rot färbte. Arrosch, der das beobachtet hatte, steckte langsam sein Beil wieder weg, nachdem er sich vergewissert hatte, dass die anderen Tiere im Raum davon nichts mitbekommen hatten.

Er hörte, wie Nira Goliver leise antwortete: »Sag das lieber dem Sharoka, der die Reißhornnisse getötet hat.« Sie lächelte dem gerade Geretteten zu, bevor sie dem Sharoka sein Messer zurückwarf. Nachdem er es am Griff gefangen hatte, antwortete dieser leise, aber missmutig: »Ich habe auch einen Namen. Wir nennen dich ja auch nicht nur Graue, oder?« »Verzeiht, ich dachte immer, die Sharoka wollen nicht auf Missionen mit ihrem Namen angesprochen werden, Baldur.« Nira konnte bei diesen Worten ihr hämisches Grinsen nicht verbergen, vielleicht wollte sie es aber auch nicht.

Arrosch beobachtete die anderen Reißhornnissen weiter mit wachsamem Blick. Doch diese schliefen immer noch. Auch konnte er sehen, wie Baldur mit einer Hand eine Phiole aus einer kleinen Tasche am äußeren Rand seines Stiefels zog, diese öffnete und die rötliche Flüssigkeit von seiner Klinge in das Gefäß laufen ließ.

»Du bist ganz schön frech für dein Alter!«, erwiderte der Messerwerfer leise und schloss die Phiole vorsichtig, nachdem er das Messer an der Seite abgelegt hatte. »Es ist auch egal, wir sollten schauen, dass wir die Aufgabe erfüllt bekommen. Schließlich geht es hier um das Leben unserer Leute.« Alle in der Höhle nickten einstimmig und Arrosch war erleichtert, da er Sekunden zuvor eine Auseinandersetzung befürchtet hatte, die er nicht gern in einer Höhle voller Reißhornnissen gehabt hätte.

Wieder ließ er seinen Blick durch den Raum wandern und überlegte, ob er noch einmal versuchen sollte, zu ruhen. Doch er entschied sich dagegen, als er die anderen so betrachtete. Der Ork kannte sie zwar alle vom Sehen, konnte sich aber die Namen noch nicht merken. Die meisten gehörten zu den sogenannten Sharoka, die man noch weniger zu sehen bekam als andere im Splittertal, wenn man kein Mensch war. Arrosch wusste, dass es seiner Art gegenüber ein

großes Misstrauen gab, schließlich hatten Orks immer wieder im Gebrochenen Gebirge Dörfer und andere Siedlungen überfallen. Er wusste, dass die fast drei Jahre, die er in Splittertal verbracht hatte, seine Situation nur wenig verbessert hatten. Er sah sich der Anforderung gegenüber, diese Leute niemals zu enttäuschen, um nicht alte Vorurteile gegen seine Art zu bestätigen.

Er ließ mit seinem Blick von den dunkel gekleideten Menschen ab und sah rechts neben sich. Dort, auf einem Stein, erblickte er eine hölzerne Steinschleuder. Sie gehörte einer Frau mit dunkler Gesichtsbemalung sowie dunklen Haaren, die neben ihm saß und auch eine Sharoka war.

Mhhh ... nicht bevorzugte Waffe, schoss es ihm durch den Kopf. Er hob seinen Blick zu der Decke über dem Loch. Dort wuchsen dunkle, große wie kleine zwiebelähnliche Pflanzen, die mit ihrer Spitze nach unten zeigten. Er wusste, dass dies die Zwiebellichtrosen waren, die mit ihrem leuchtenden Pulver sehr beliebt bei den Reißhornissen und für den Plan von Dominik Ehrentrank essentiell waren.

Erwachhabend, schon wissen was zu tun ist, dachte Arrosch, auch wenn ihm der Plan nicht gefiel, den Dominik mit den anderen geschmiedet hatte. Er hätte lieber einen Kampf auf dem Schlachtfeld geführt, wenn er schon kämpfen musste, aber ihm war bewusst, dass dies nicht funktionieren würde, wenn sie Erfolg haben wollten. Schließlich ging es darum, einige Männer, Frauen und Kinder zu befreien. Da musste man Kompromisse eingehen. Es war etwas, was ihm gerade in der Zeit bei den Menschen immer mehr bewusst wurde.

»Glaubt ihr wirklich, das klappt mit den Zwiebellichtrosen?«, fragte Goliver leise nach, der wieder etwas ungeduldiger schien. »Ich denke, dass sie schon ihren Zweck erfüllen werden. Ich mache mir mehr Sorgen, ob das mit dem richtigen Positionieren des Fliegenden klappt. Schließlich sind wir etwas auf den Wind angewiesen und müssen hoffen, dass die Segel nicht reißen«, antwortete Baldur, der dabei über seinen Vollbart strich. Durch das dunkle Fell über den Schultern war er kaum zu sehen. Der Ork sah die anderem im

Raum vereinzelt nicken und jeder schien über die Situation nachzugrübeln.

»Mir macht das auch Sorgen!«, flüsterte plötzlich Baldurs Sitznachbar, der zwei Äxte neben sich hatte. Er erinnerte Arrosch an einige Orks aus seinem früheren Stamm, die auch mit dem Ziel gekämpft hatten, den Feind so schnell wie möglich zu vernichten. Doch das war nicht seine bevorzugte Art und somit verdrängte er die Erinnerung sowie das Wissen, dass er nie versucht hatte, einen neuen Stamm aufzubauen oder restliche Überlebende zu suchen. Er spürte deutlich, dass diese Dinge, die für ihn damals relevant gewesen waren, heute nicht mehr wichtig schienen. Er war froh, dass er ein neues Zuhause gefunden hatte.

Er versuchte sich wieder zu konzentrieren. *Wissen noch nicht mal, ob wir wirklich ankommen ...*, dachte er. Dabei fielen ihm wieder Dominiks Worte ein, der zu ihm gesagt hatte, dass es eine gute Möglichkeit wäre, die Überzahl des Ordens zu minimieren.

Arrosch gefiel das Ganze gar nicht. Er brummte leise vor sich hin und starrte auf seine Hände. Im Hintergrund hörte er das Flüstern verschiedener Bewohner von Splittertal, die mit ihm in der Höhle warteten, aber er war zu unkonzentriert, um die Worte wirklich zu verstehen oder ihnen folgen zu können.

Er bemerkte, dass die Sonne begonnen hatte, zu sinken. Und auch das Licht in der Höhle nahm ab. Leicht hob er seinen Blick und sah durch das riesige Loch. Er konnte das Wasser unter ihnen sehen. Es wirkte wie ein Meer, in dem er nur die Ränder verschiedener Berge erkennen konnte, die unter der Höhle lagen, in der sie sich befanden. Einige waren noch mit Büschen und Gräsern überwuchert, andere ließen ihre graue, kalte Steinoberfläche im Licht der letzten Sonnenstrahlen erhellen.

Es wirkte trotzdem trostlos auf den Ork, der seinen Blick von der Mitte des Raumes an die Decke richtete. Von dort konnte er jetzt ein leichtes Brummen hören und man spürte wie alle unruhiger wurden. Es entstand eine Anspannung im Raum, die er nur von Momenten kannte, wenn in den nächsten Minuten eine Schlacht begann.



Kapitel 3

Netipha

Nur noch wenige Augenblicke, dann würde es so weit sein. Ihr müder Körper wurde immer schwerer, während ihr Atem immer tiefer wurde. Langsam glitt sie in den Schlaf hinüber. Vor ihrem geistigen Auge erschienen langsam unterschiedliche Farben, untermalt von verschiedensten dumpfen Geräuschen, die nach und nach immer deutlicher wurden.

Es waren Geräusche wie das Wispern des Windes, der an ihr vorbeizog, und der wenigen Feuer, die in der Nacht flackerten. Einige Laternen leuchteten am Rand der kleinen Straßen, Licht fiel durch Scheiben und einen offenen Türrahmen. Sie sah einen Mann in walender Kleidung. Dieser hatte sich gerade niedergebeugt, um etwas aufzuheben. Doch sie hatte nicht genug Zeit, um ihre Aufmerksamkeit zu verschwenden. Sie lief weiter, während die Kraft ihrer Beine zu schwinden begann. Sie war in Eile, durfte sich nicht ablenken lassen, spürte, wie ihr Atem aus den Lungen gepresst wurde, während ihr Blick nach vorn ging. Hastige Bewegungen ihrer Beine brachten sie immer weiter vorwärts, während sie einige helle Häuser der Stadt hinter sich ließ. Ihr Blick wanderte zu einer Gasse, doch es war niemand zu sehen. Ihre Augen schweiften weiter in eine

Seitenstraße zu ihrer Linken. Dort sah sie einen Hund mit fünf Augen, der vor dem Haus angebunden war, und sie wusste, sie konnte dort nicht vorbei.

Sie wollte keine unnötigen Geräusche erzeugen in dieser Nacht, keine Aufmerksamkeit erregen. Und so rannte sie weiter, ließ einen abgestellten Holzkarren hinter sich, während ihr immer noch die Worte von Ellenora, der Sharoka, im Ohr hallten. »Geh allein weiter, ich lenke sie ab.«

Sie spürte, wie sie langsam müder wurde. Vor sich sah sie die Mauern der Stadt, während sie immer noch nicht wusste, wie sie diese überwinden sollte. Die Zeit hatte nicht gereicht, um mit Ellenora Absprachen zu treffen und so sah sie sich in ihrer Hilflosigkeit weiter um, bis sie eine Straße bemerkte, die nicht breiter als einen Meter zu sein schien. Sie rannte hinein, verlangsamte ihren Schritt und blieb hinter der ersten Biegung stehen, als sie eine ältere Frau in gelblicher Kleidung bemerkte. Netipha sah deutlich in dem Kerzenschein, der aus einer offenen Tür neben der Frau fiel, dass diese auch dem ellehnitischen Volk angehörte. Sie hatte graues Haar und blaue Augen, so schön wie das Meer. Mit einem durchdringenden Blick betrachtete sie die Flüchtige.

Ich bin entdeckt worden ... Mist ... schoss es ihr durch den Kopf. Doch die Frau nickte ihr freundlich zu und tat sonst nichts weiter. Dann sprach sie mit der gleichen Freundlichkeit zu ihr: »Komm mit mir! Bei mir bist du vorerst sicher vor den Soldaten des Scheichs.«

Netipha, die nicht wusste, was sie tun sollte, nickte der Frau zu, als sie weit hinter sich die Rufe und Schritte der Soldaten hören konnte. Das Mädchen aus dem Gebrochenen Gebirge näherte sich der älteren Frau, die sie mit einer sanften Handbewegung in das Haus einlud.

Sie folgte der Ellehnitin und betrat das kleine Haus. Der erste Raum wirkte sehr schlicht und freundlich. In der Mitte stand ein kleiner Tisch, auf dem eine kleine Öllampe brannte. Hinter sich konnte sie spüren, dass die ältere Dame ihr folgte.

Sie hörte, wie die Tür geschlossen wurde, wie die Frau neben der Tür an einem hölzernen Kerzenständer die vier Kerzen mit einem Löschhütchen erstickte. Freundlich zeigte die Ellehntin auf einen Hocker, der sich gegenüber dem Kerzenständer befand. Rechts vor dem Hocker konnte man deutlich einen schweren Vorhang erkennen, der noch nicht zugezogen war.

Sie möchte mich doch hoffentlich nicht so offensichtlich verstecken, dachte Netipha, bevor die ältere Frau leise zu ihr sprach. »Setz dich hin und bleib sitzen, egal was passiert. Dass du auch leise sein musst, muss ich dir wohl kaum erklären.« Dabei lächelte sie Netipha warmherzig an und sorgte dafür, dass sie sich auf den kleinen Holzhocker setzte und schwieg. Die Ellehntin schloss den Vorhang vor ihr.

Es vergingen einige Sekunden. Plötzlich klopfte es an der Tür. Netipha stockte der Atem. Sie legte eine Hand vor den Mund, bevor sie hörte, wie die Stimme der Frau flüsterte: »Die haben sich aber Zeit gelassen.«

Und nun?, dachte sie und sah sich ängstlich um. Sie saß in einer Ecke des Hauses. *Überall Wände*, dachte sie besorgt und sah angespannt wieder in Richtung Vorhang. Sie hörte, wie die die Tür geöffnete wurde.

»Ist hier ein Mädchen vorbeigekommen?« hörte sie die Stimme eines fremden Mannes. »Nein, ich habe niemanden gesehen«, erwiderte die Stimme der älteren Frau. Netipha war erleichtert, doch dieses Gefühl wandelte sich direkt wieder in Ernüchterung, als ein anderer Soldat ankündigte: »Wir schauen uns hier mal um!«

»Ja, gern doch«, nahm sie wieder die Stimme ihrer Retterin wahr, während der Soldat zu anderen Männern seiner Truppe sprach: »Ihr geht weiter. Ich und Daro kommen gleich nach, falls wir nichts finden sollten«, befahl er.

Einige Sekunden später konnte sie hören, wie eilige Schritte sich die Straße entlang vom Haus entfernten, während die anderen beiden mit schweren Schritten in das Gebäude eintraten. Durch den Spalt unter dem Vorhang sah sie die Schatten der beiden Soldaten,

die sich im Haus umsahen, während die ältere Dame die Stimme leicht erhob und neugierig fragte: »Was für ein Mädchen sucht Ihr denn?« Dabei hörte man, wie eine Truhe im Raum geöffnet wurde und ein Soldat aus einer anderen Ecke antwortete: »Sie gehört zu dem Volk der Arahmi und ist äußerst gefährlich.«

»Warum wollt Ihr das wissen?« forderte der andere Soldat bit barscher Stimme.

Netipha lauschte gespannt, als schwere Schritte plötzlich auf der anderen Seite des Vorhangs stehen blieben. Sie betete innerlich, dass der Vorhang nicht geöffnet werden würde, wobei ihr bewusst war, dass es vermutlich keinen Grund gab, dies nicht zu tun. Die ältere Frau antwortete: »Weil meine Tochter beim Scheich arbeitet, sie ist eine Dienerin und immer um die Gesundheit des Scheichs besorgt, so wie auch ich.«

Dabei ging der Vorhang auf und Netipha bemerkte, dass der Soldat vor ihr in Richtung der Ellehnitin sah. Schnell überlegte sie, ob sie an diesem vorbeirennen sollte.

»Eine Dienerin also? Wie heißt sie den?«

Die ältere Frau sah nur kurz zu Netipha und schüttelte kaum merklich den Kopf. Dadurch hatte sie es geschafft, Netipha das Gefühl zu vermitteln, dass ihr Vorhaben eine schlechte Idee wäre. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Obwohl sie so nah dran war, entdeckt zu werden, schien es der Frau wichtig zu sein, dass sie leise blieb und sich nicht bewegte.

»Ihr Name ist Sierrija.« Netipha sah, wie der Soldat der alten Frau zunickte, nachdem er ihre Antwort gehört hatte. Währenddessen sah der andere Soldat in den Wandschrank auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes. Der Mann vor Netipha zog den Vorhang zu, ohne nur einen Blick dahinter geworfen zu haben. Er schien über den Namen nachzudenken und antwortete erfreut: »Ihr habt eine sehr schöne Tochter.«

»Danke, ich kann es ihr ausrichten, sie wird sich bestimmt darüber freuen«, erwiderte die Alte. Der andere Soldat mischte sich nun ein. »Daro, hast du da wirklich Hoffnungen, dass eine Dienerin des Scheichs an dir Interesse hat?«

Dabei hörte Netipha, wie er lachte, während der Soldat, der Daro hieß, nur antwortete: »Wir gehen. Ich denke, wir sind hier fertig oder wie siehst du das?« Dabei hörte sie Schritte, die sich entfernten, während die ältere Frau sagte: »Bis später.«

Der Angesprochene blieb stehen. »Bis später?«, entgegnete er. »Ich denke nicht, dass wir uns heute Abend noch einmal sehen werden.«

Die beiden verließen geräuschvoll das Haus, die Tür wurde geschlossen, bevor die Schritte der Frau zum Vorhang eilten. Rasch zog sie den schweren Stoff zur Seite. »Komm schnell!«, trieb die Elleh-nitin sie nervös an.

Netipha nickte und erhob sich. Die ältere Dame griff nach ihrem Handgelenk, die Zeit drängte. Sofort zog sie Netipha mit sich in Richtung des Wandschranks und öffnete diesen. »Setz dich da rein und sei bitte ruhig«, sprach sie leise. »Es ist nicht schlimm, was mit der Stola passiert.«

Verwundert tat Netipha, wie ihr geheißen war. Die Frau schloss die Türen und Netipha hörte, wie sie sich entfernte. Sekunden später wurde die Eingangstür abrupt geöffnet.

»Willkommen. Ihr seid schon zurück?«, hörte man von der Gastgeberin. Netipha hoffte, dass auch dieses Mal alles gut gehen würde.

»Seid ruhig!«, hörte Netipha die Stimme des Mannes, der Daro hieß, bis deutlich hörbar der Vorhang geöffnet wurde, hinter dem sie kurz zuvor noch gesessen hatte.

»Ist noch irgendwas?« »Nein, es ist nichts weiter«, gab der Soldat zähneknirschend zurück. Dann herrschte einige Sekunden Stille, die von der Stimme des anderen Soldaten unterbrochen wurde.

»Daro, komm, wir müssen zu den anderen aufschließen! Ich glaube der Name der Dienerin hat dich etwas durcheinandergebracht.« Man hörte, wie die ältere Dame kicherte und wütende Schritte davonpolterten.

»Eine ruhige Nacht Euch«, erklang es ein letztes Mal von der Elleh-nitin, bevor sie erneut die Tür schloss und es still wurde.

Netipha war sprachlos. Nicht vor Angst, sondern vor Freude und Erstaunen darüber, wie sie diese Situation bis jetzt überstanden hatte. Sie hörte, wie die Frau sich dem Schrank langsam näherte. Die Schranktüren öffneten sich und Netipha sah das Lächeln ihrer Retterin. Es war ein glückliches Lächeln, aber Netipha konnte deutlich erkennen, dass die kurze Aufregung die Frau müde gemacht hatte.

Bevor sie selbst etwas sagen konnte, kam ihr die Gastgeberin zuvor. »Es ist mir immer wieder ein Vergnügen.«

Netipha wusste nicht, was sie sagen sollte. Die Frau deutete mit einer Geste an, dass sie den Schrank verlassen konnte. Etwas unbeholfen trat sie heraus. Ein Stück Stoff blieb an ihrem Fuß hängen und sie zog dieses mit hinaus.

»Oh Verzeihung ...«, kam es aus Netiphas Mund, während sie bemerkte, dass sie es mit ihren Füßen schmutzig gemacht hatte. Die Dame winkte nur ab und antwortete freundlich: »Das ist nicht schlimm. Jetzt habe ich schon einen Grund, morgen am Wasserbecken zu sein. Da kann ich mich mit den anderen Frauen über die angeblich neuesten Erkenntnisse austauschen, diesen Ziegenhühnern.«

Dabei lächelte sie Netipha warmherzig an, während das Mädchen aus dem Gebrochenen Gebirge eher ein schlechtes Gewissen hatte. Sie wollte der Frau eigentlich nicht mehr Arbeit machen als unbedingt notwendig.

Netipha entspannte sich und lächelte schmal. Sie war sprachlos, fühlte sich aber gerade glücklich für den Moment. Doch der Augenblick währte nicht lange. Sie wurde sich dessen bewusst, dass es nur ein kurzes Erfolgserlebnis war. Zwischen ihr und ihrer Freiheit lag noch immer eine ganze Stadt. Wie konnte sie es mit ihnen allen aufnehmen?

Die ältere Frau war freundlich gewesen, doch auf wie viel Mitleid konnte sie schon hoffen? Und hatte die Alte vielleicht sogar eigene Pläne mit ihr? Verzweiflung stieg in ihr auf und eine Träne floss dabei aus ihrem linken Auge.

«Oh, oh, oh, nicht weinen! Ich weiß, wie schwer es ist«, sagte die Frau liebevoll und nahm Netipha in den Arm. Das Mädchen spürte, dass das genau das war, was sie brauchte. Liebe, Zuneigung und vor allem Güte, die ihr Herz sehnlichst vermisste, da sie diese in den Kerker der Stadt nicht erfuhr. Weitere Tränen rannen über ihre Wangen und fielen zu Boden, während die ältere Frau ihre Arme weiter schützend um sie geschlungen hielt.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin eine ...« »Ja, ich weiß. Eine Gefangene des Scheichs«, unterbrach sie die Frau tröstend. Netiphas Augen weiteten sich vor Schreck. *Sie weiß es. Aber warum ...?*, schoss es ihr durch den Kopf. Doch sie hatte in ihrem Zustand keine Kraft mehr, ihre Frage zu stellen. Sie entschied sich, der Frau weiter zuzuhören, die immer wieder sanft ihren Kopf streichelte.

»Dieser Krieg ist schrecklich. Ich weiß, ich weiß ... Er geht schon viel zu lange. Aber hier bist du im Augenblick erst einmal sicher.« Dabei sah sie Netipha mit ihren blauen Augen direkt ins Gesicht. Das Mädchen spürte so viel Güte wie von einer liebenden Mutter, auch wenn sie ihre eigene entweder nie gekannt hatte oder sich ihrer nicht entsinnen konnte. Sie konnte sich an fast nichts mehr aus ihrer Vergangenheit erinnern, seit dem Vorfall bei den Vergessenen, der sich ereignet hatte, bevor sie Splittertal verlassen musste. Doch die Ellehinitin ließ ihr keine Zeit, in trüben Gedanken zu versinken.

»Du musst mir gut zuhören, Mädchen. Ich weiß, es ist nicht einfach.« Netipha nickte ihr zu. Sie wusste auch nicht, was sie anderes tun sollte. »Egal, was heute Abend passiert ist, du darfst Phalis nicht verlassen.«

Netipha war entsetzt. Sie verstand nicht, wie die ältere Dame das sagen konnte. Sie war doch schon seit Wochen eine Gefangene des Scheichs. »Ja, du hast richtig gehört. Du musst zurück in den Kerker, sonst bringst du deine Freundin, die versucht hat, dich zu retten, und alle anderen in weitaus größere Gefahr.«

Netipha konnte die Worte nicht fassen und hatte das Gefühl, die Welt nicht mehr zu verstehen. Wie konnte eine so liebenswürdige

Frau so etwas zu ihr sagen? Das Mädchen wich ein Stück zurück, so dass die Frau die schützende Umarmung löste.

»Wie könnt Ihr das sagen? Ich bin eine Gefangene. Ich sehe, wie immer wieder Leute abgeholt werden aus den Kerkern, die die Sonne nicht mehr erblicken ... Ich werde dort sterben! Also warum sollte ich zurück zum Scheich gehen? Dem Mörder meines Volkes.«

Netipha wich einen Schritt zurück. Die Ellehntin entgegnete freundlich: »Ich weiß. Der Krieg ist komplizierter, glaub mir, und das Schicksal sowie die Zukunft noch viel mehr.«

Jetzt verstand Netipha. Schockiert darüber, was die Frau war, musterte sie ihr Gegenüber misstrauisch.

»Ihr seid eine Seherin! So wie ... derjenige, der mich in diese Lage gebracht hat.« »Ja, ich bin eine Seherin oder Wahrsagerin. Ich erhasche kleine Eindrücke von der Zukunft oder bekomme Antworten, jedoch ...« »Nein, ich will davon nichts hören!«, unterbrach Netipha sie herrisch mit einer Handbewegung.

»Des Sehers wegen wurde Tuk getötet. Der leuchtende Georg wäre nie ein Feind von Splittertal geworden, wenn der Seher ihn nicht ausgeschickt hätte, und ich wäre nie nach Phalis gekommen.« Sie versuchte beim Sprechen, nicht laut zu werden, doch sie konnte ihre Gefühle nicht unterdrücken, obwohl sie wusste, dass außerhalb des Hauses irgendwo noch Soldaten patrouillierten.

»Ich habe dich nicht gerettet, um dich oder dein Volk in Gefahr zu bringen. Ja, ich sehe auch nicht alles, aber ich sehe, was passiert, wenn du nicht auf meine Warnung hörst. Wie gedenkst du über die hohen Mauern von Phalis zu kommen, geschweige denn von den Soldaten nicht erwischt zu werden? Wenn du leben willst, musst du mir vertrauen, so wie ich dir vertraut habe, dass du in der Ecke ruhig sitzen bleibst. Wenn sie dich erwischt hätten, wäre ich jetzt auch auf dem Weg zu meiner Hinrichtung. Die Mörderin, die dich begleitet hat, wäre beim Rettungsversuch gestorben. Aber so muss es nicht enden. Wenn du auf mich hörst, wird sie dich nach diesem Abend zwar nicht mehr aus Phalis retten können, aber sie wird leben. Das

Schicksal hat einige Türen für dich offengehalten, nun musst du entscheiden, welche du wählst.«

Netipha schwieg beharrlich und sah die Ellehnitin an, bevor diese zu einem Regal ging, auf dem mehrere Dinge standen, die sie in dem fahlen Licht nicht erkennen konnte.

»Und durch welche Tür ratet Ihr mir als erstes zu gehen?« »Diese hier!«

Dabei wandte sie sich wieder Netipha zu und das Mädchen erkannte, dass die Frau Tuks Tonfläschchen in der Hand hielt. Nach seinem Ableben hatte sie versucht, es zu schützen, aber wegen des Anschlags auf den Scheich hatte man es ihr weggenommen.

»Woher habt Ihr das?«, entfuhr es Netipha, die näher zu der Frau hintrat, um das Gefäß entgegenzunehmen. »Wie ich schon sagte, ich habe eine Tochter, die ist Dienerin beim Scheich. Sie ist nicht nur schön, sondern hat auch flinke Finger ... Wobei ich zugeben muss, die hat sie vermutlich von ihrem verstorbenen Vater, diesem alten Schuft.«

Die Frau schien etwas in ihren Erinnerungen versunken und kicherte, wobei sich ihre Lippen zu einem Lächeln kräuselten. Dann schüttelte sie, als wolle sie die Gedanken beiseitewischen, den Kopf.

»Trink das, ich habe eine Osaris-Frucht hinzugefügt. Dann werden die Würmer aufhören, dich von innen aufzufressen. Sie werden schlafen und dein Körper wird sie irgendwann ausscheiden, so wie das unsere Körper oft tun mit Dingen, die nicht hineingehören.«

Netipha hob leicht die rechte Augenbraue. Die Ellehnitin musste wieder lächeln. Es dauerte etwas, bis das Mädchen schließlich zu fragen wagte. »Bin ich dann auch diese seltsame Kraft los?« Die ältere Frau nickte. »Ja, dann bist du auch diese Magie los, die in den Würmern ruht. Aber dafür wirst du nicht sterben, indem du von innen aufgefressen wirst. Und ich gehe davon aus, dass dein Gedächtnis zurückkehren wird, in den nächsten Stunden oder Tagen. Aber nicht auf einmal, sondern eher Stück für Stück.«

Netipha sah das Fläschchen nachdenklich an und antwortete leise: »Und wie soll ich dann den Scheich töten, damit dieser mein Volk

nicht mehr jagt?« »Im besten Fall gar nicht, weil es nicht deine Aufgabe ist. Jetzt trink, bevor du es vergisst.«

Netipha wollte sich beschweren, doch sie tat es nicht, weil ihr bewusst wurde, dass niemand ihr diese Aufgabe gegeben hatte. Es war eines der Dinge, die sie sich nach Tuks Tod selbst auferlegt hatte. Sie nickte, öffnete den Korken und trank den Inhalt. Sofort machte sich eine Mischung aus bitterem, salzigem und schließlich süßlichem Geschmack in ihrem Mund breit, bevor sie endlich die Brühe hinunterschluckte. Sie schüttelte sich wie ein nasser Muck-Muck, während die Frau mit ruhiger Stimme zu ihr sprach.

»Der Scheich muss lernen, dass ihr keine Monster seid. Es liegt nicht an dir, sein Leben zu beenden, sondern deine Tür sollte ...«

Netipha realisierte, dass sich etwas veränderte, da sie die Worte der älteren Dame nicht mehr hörte. Sie sah, dass diese etwas sagte, konnte es aber nicht mehr verstehen. Die Ellehntin löste sich in schwarzen Sand auf, ebenso wie der Tisch, die Truhe und der Vorhang. Netipha bemerkte, als sie sich einmal um sich selbst drehte, wie alles in schwarzem Sand zusammenfiel. Sie stand nur noch in Dunkelheit, bevor sich der Traum auflöste.

Sie wachte in ihrem Kerker auf. Das Licht des Mondes leuchtete durch die Gitter in ihre Zelle hinein.

Sie versuchte sich angestrengt daran zu erinnern, was die Frau damals noch zu ihr gesagt hatte. Schlagartig fiel ihr ein, dass sie damals plötzlich bewusstlos geworden war. Sie besann sich, dass sie geträumt zu haben glaubte, dass ein zerbrochener Fliegender auf das Haus der Kinder stürzte. Sie hatte es immer als eine Reaktion auf den Trank abgetan. Ihr Gedächtnis war offensichtlich lückenhaft, denn das Nächste, woran sie sich erinnern konnte, war, wie ellehntische Soldaten sie auf der Straße gefunden hatten.

Sie versuchte noch lange vergeblich die Erinnerung an den letzten Satz ihrer Retterin zurückzubringen, bevor sie schließlich erschöpft wieder einschlief.



Unruhige Zeiten stehen Netipha bevor, während sie versucht, sich als Gefangene in der Stadt Phalis gegen ihre Feinde zu behaupten. Als eine der letzten Überlebenden des Volkes der Arahmi möchte sie nach Splittertal zurückkehren. Jedoch scheint dies immer schwieriger zu werden...

Zeitgleich kämpft ein Ork namens Arrosch im Gebrochenen Gebirge um das Überleben. Dabei begegnet er jemandem aus seiner Vergangenheit. Doch das ist eigentlich unmöglich...

Währenddessen setzt sich der Kampf zwischen dem Volk der Arahmi und den Ellehniten fort. Doch wie konnte es zu dieser Feindschaft kommen und wer wird gewinnen?

Tod dem Scheich!

Fantasy



ISBN 978-3-95747-180-2

(D) 24,90 €

www.einhornverlag.de